



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ostpreußische Skizzen : 4. Das Land, Dörfer und Güter, der Adel.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Eine Äußerung Louis Philipps über das Begnadigungsrecht hat eine weitgreifende rechtliche Bedeutung, als die, in der sie von ihm selbst verstanden wurde. Der König sagte: „Das Recht, die durch die Gesetze verhängten Strafen zu erlassen oder umzuwandeln, ist in meinen Händen nur ein heiliges anvertrautes Gut, von dem ich bloß zum Wohle des Staats Gebrauch machen darf; das Gebot der Milde kann nur durch ein Gebot höherer Ordnung begrenzt sein, aber es muß es sein.“ Jeder von uns hat die Pflicht, an seiner Stelle dazu mitzuwirken, daß dem Gesetze seine volle Geltung verschafft wird, daß nicht durch seine Schuld ein Glied nach dem andern sich aus der Kette des Gesetzes löst, daß nicht an Stelle des gesetzgeberischen Willens sein oder eines andern Gutdünken platzgreift, daß nicht zum Schaden der Allgemeinheit der Rechtsbruch im einzelnen Falle keine gebührende Ahndung findet. Auf welchen Zustand schamloser Rechtsbeugung die Geschwornen die französische Rechtspflege herabgebracht haben, sehen wir an den oben angeführten Urteilen. Hüten wir uns, denselben Weg zu betreten.



## Ostpreussische Skizzen.

### 4. Das Land, Dörfer und Güter, der Adel.



ie Landwirtschaft ist, sofern von Produktivität die Rede ist, so ziemlich das Ein und Alles der Provinz. Im großen und ganzen kann man Ostpreußen eher fruchtbar nennen als das Gegenteil, doch steht der Bodenertrag aus zwei Gründen hinter dem der westlichen Provinzen zurück: der frühe Winter erschwert es ungemein, den Boden nach der Ernte rechtzeitig zu bestellen oder ihn gar noch durch eine Nachfrucht auszunutzen, und die Viehhaltung ist trotz großer Fortschritte immer noch eine ungenügende. Ein rheinischer Kleinbauer hält auf fünfundzwanzig bis dreißig Morgen seine vier bis fünf Stück Kühe und ein Pferd, dazu noch Jungvieh; in Ostpreußen aber rechnet die Landschaft für Güter erster Bonität auf zehn Morgen ein Stück Großvieh, und kleinere Besitzungen sind eher schlechter als besser ausgerüstet. Auf diesen Punkt ist auch ein ansehnlicher Teil der Gründe zurückzuführen, weshalb die großen Güter in der Provinz noch eine so hervorragende Rolle spielen. Nicht nur tritt an und für sich die unbestreitbare Thatsache, daß die eigentliche, nicht zur bloßen Gärtnerei gewordne Landwirtschaft noch mehr auf den Großbetrieb

hindrängt als die Industrie, in Ostpreußen schärfer als anderswo zu tage, sondern es giebt thatsächlich ausgedehnte Striche, denen nur auf dem Wege des Großbetriebes ein nennenswerter Ertrag abgewonnen werden kann. Wenn also der Großgrundbesitz sich in Ostpreußen in größerer Ausdehnung als in den meisten andern Provinzen vorfindet, so ist dies keineswegs ohne weiteres ein Beweis von Zurückgebliebenheit, sondern im Gegenteil recht vielfach ein Beweis, daß der Einfluß der klimatischen und Bodenverhältnisse auf den Betrieb Spielraum genug gehabt hat, um zur vollen Geltung kommen zu können.

Nichtsdestoweniger ist es mit diesem vielberufenen ostpreussischen Großgrundbesitz nicht halb so ärg, als es gemacht wird. Solche Kolossalgüter, wie sie in Posen, Schlesien und auch in Westpreußen noch hie und da vorkommen, hat es zwar in Ostpreußen auch gegeben, giebt es aber nicht mehr. Den größten Güterkomplex der Provinz bilden die gräflich Dohnaschen Besitzungen im östlichen Teile des Kreises Preußisch-Holland mit insgesamt vielleicht 100 000 Morgen; dieselben repräsentiren aber weder ein in sich geschlossenes Gut, noch gehören sie einer Linie, sondern sie bestehen aus einer Masse verschiedner, größtenteils selbständig bewirtschafteter Güter, und verteilen sich außer auf die drei Dohnaschen Hauptlinien (denen allerdings noch zahlreiche andre Güter in der Provinz gehören) noch auf zwei Nebenlinien. Das größte geschlossene Gut dürfte das seit 1420 den Grafen Lehndorff gehörige Steinort mit ziemlich einer Quadratmeile Areal bilden. Ähnliche Besitzungen sind dann noch die gräflich Eulenburgischen im Rastenburger, die Domhardtischen im Mohrunger, die freiherrlich Mirbachschen im Sensburger, die gräflich Bülowischen im Fischhauser, die Gutzeitischen im Gerdauer Kreise und so vielleicht noch einige wenige. Was sonst an großen Besitzungen da ist (und viel ist es auch nicht), das zerlegt sich in verschiedne, meist auch im Betriebe getrennte Güter. Wohl giebt es außer den Dohna und Eulenburg noch einige weitverbreitete und auf zahlreichen Gütern angeessene Familien, so die von der Goltz, von der Gröben, von Glasow, von Stutterheim, von St. Paul, von Kunheim, Käswurm, Rose u. a., aber diese Besitzungen können doch nicht als eine Gesamtheit aufgefaßt werden. Von den obenangeführten ganz großen Gütern steigen wir sofort herunter zu den Gütern bis zu etwa hundert Hufen, d. h. 6500 bis 7000 Morgen. Komplexe von dieser Größe giebt es allerdings eine ziemliche Menge, ja man kann sie als die eigentlichen Normalgüter der Provinz betrachten. Natürlich kommt es auch hier sehr auf die Bonität an; es giebt Besitzungen von 3000 bis 4000 Morgen, deren Besitzer mit denen mancher dieser 100-Hufengüter nicht tauschen, und selbst manche noch weit kleinere Güter sind vollkommen ausreichend, um bei mäßiger Belastung und guter Bewirtschaftung, wie bei einer nicht zu starken und zu anspruchsvollen Familie dem Besitzer eine kavalierrmäßige Existenz und eine standesgemäße Erziehung und Unterbringung seiner Kinder zu ermöglichen. Sinkt die Größe des Gutes bis auf

10 bis 12 Hufen, also 700 bis 800 Morgen, dann kann der Besitzer (ausnahmsweise guten Boden oder sonst sehr günstige Verhältnisse abgerechnet) allerdings nur noch als Bauer leben. Es giebt nun eine ziemliche Menge von Gütern, die ein ähnliches Verhältnis darstellen, und deren Eigentümer, die spottweise sogenannten „Sperlingsritter,“ gleichwohl auf Qualität und Lebensweise von „Gutsbesitzern“ nicht verzichten wollen; diese Klasse von Leuten ist, wie wir in einem spätern Artikel sehen werden, für die politischen Verhältnisse der Provinz dadurch von Erheblichkeit, daß sie den Kern der ostpreussischen Fortschrittspartei bildet.

Das Wort „Bauer“ ist bei den kleinern Grundbesitzern Ostpreußens nicht beliebt; man erblickt in demselben eine Herabsetzung, eine geringschätzigte Auffassung des kleinen Besitzes. Bekanntlich ist es schwer, gegen solche einmal herkömmliche Meinungen etwas auszurichten, und alles Gewicht der dagegen anzuführenden Gründe — hier also von der stolzen Geltung, welche das Wort „Bauer“ anderswo hat — ändert hieran nichts. Gleichwohl hat Ostpreußen eine Klasse von Leuten, welche nach Tradition, Lebensweise und Standesbewußtsein ganz entschiedne „Bauern“ im besten Wortsinne sind: die sogenannten „kölmischen Besitzer“ oder „Kölmer,“ d. h. Inhaber eines mit kölmischem Recht ausgestatteten, ursprünglich meist vier bis acht Hufen großen Gutes. Wenn der deutsche Orden hundert Jahre lang relativ der prästationsfähigste und am besten polizirte Staat Europas war, so hatte dies seinen guten Grund, indem der Bauer sowohl wie der Stadtbürger im Ordenslande damals ein geregeltes Rechtsverhältnis fand wie nirgendswo sonst. Das volle bäuerliche Eigentumsrecht aber, welches der Orden verlieh, hieß von der ältesten Ordenslandtschaft „kulmisches“ oder „kölmisches“ Recht; die mit ihm Beliehenen mußten gewisse militärische Leistungen sowie natürlich auch verschiedene Abgaben übernehmen, waren aber sonst auf freiem, vererblichem Eigentum ansässig so gut wie die Rittergutsbesitzer. Jetzt hat natürlich jede Rechtsbesonderheit der kölmischen Güter längst aufgehört, aber das Wort ist noch durchaus lebendig, die Kölmer bilden noch heute, in vielen Kreisen wenigstens, eine gesellschaftlich sich deutlich abcheidende Klasse von Leuten, und es ist überaus charakteristisch, daß, wie die „Sperlingsritter“ meist fortschrittlich, die Kölmer in ihrer großen Mehrzahl konservativ sind. Aber „Bauern“ wollen auch sie nicht heißen, ja sie erst recht nicht. Außer den Kölmern giebt es nun wohl noch einen Stand von Besitzern, den man anderswo als mittlere Bauern charakterisiren würde, aber zahlreich und allgemein verbreitet ist er nicht, spielt auch nur in wenigen Kreisen eine erhebliche Rolle. Kleinbauern hingegen hat die Provinz sehr zahlreich, und nichts ist irriger als an ein allmähliches Aufsaugen derselben durch den Großgrundbesitz zu denken. Hier und da mag es vorkommen, daß der käufliche Boden in einem über das Wünschenswerte hinausgehenden Maße durch große Besitzungen (insbesondre Fideikommissen) beschränkt ist, aber im allgemeinen fehlt

es an freiem Boden keineswegs. Man kann auch nicht einmal sagen, daß der ostpreussische Kleinbauer durchgehends auf größerem Terrain wirtschaftete als der mitteldeutsche; Besitzungen von 15 bis 20 Morgen sind durchaus keine Seltenheit, und es kommen auch noch kleinere vor. Allerdings sind diese Leute gern auf gelegentlichen Nebenerwerb bedacht, finden einen solchen aber durchaus nicht immer. Es dürfte nicht überschätzt sein, wenn die Menge des eigentlich bäuerlichen Besitzes in Ostpreußen, mit Einschluß der Köhler, ziemlich auf die Hälfte des gesamten Flächenraumes der Provinz angeschlagen wird. Ein Viertel mag durch Domänen, Wälder, Seen und Sümpfe u. s. w., dann mittlere Besitzungen, endlich durch die städtischen Ortschaften beansprucht werden; es bliebe also ein Viertel für die eigentlichen Rittergüter und auf gleichem Fuße stehenden Besitzungen übrig.

Hierin liegt schon von selbst, daß es der Provinz auch an Dorfschaften, und zwar an solchen streng bäuerlichen Charakters, durchaus nicht fehlt. Allerdings giebt es zahlreiche Dörfer, die in Wahrheit nichts sind als die Wohnstätten der Gutsleute, andre, die der großen Mehrzahl nach nur von Tagelöhnern für benachbarte Güter bewohnt werden, noch andre, in denen einige größere Besitzer fast die alleinigen Eigentümer sind. Aber es existiren auch wirkliche Bauerndörfer, und sogar sehr gute und wohlhabende, wenn auch ihre Zahl allerdings nur in wenigen Landesteilen groß und ihre Größe meist nur eine bescheidene ist. Sogar die halb städtisch aussehenden Ortschaften, die im Rheinland so zahlreich sind, fehlen nicht ganz; an verkehrsreichen Straßen in der Nähe wohlhabender Landstädtchen finden auch sie sich hie und da. Freilich, einen Reiz west- und mitteldeutscher Dörfer besitzen nur vergleichsweise wenige ostpreussische: Kirche und Pfarrhaus. Nichts fällt dem das Land durchstreifenden Fremden mehr auf als die geringe Zahl der Kirchdörfer. Mit Ausnahme der westlichsten Kreise, in denen es etwas, aber auch nicht viel besser ist, zählen die Kreise im allgemeinen nicht mehr als sechs oder sieben Pfarreien nebst einer kleinen Anzahl von Filialkirchen, und zwar mit Einschluß der Städte. Da nun die Kreise eine durchschnittliche Größe von etwa zwanzig Quadratmeilen haben (freilich in der Regel nicht viel mehr als 40 000 Einwohner), so kann man sich denken, von welchem Gewicht hier der Begriff eines Kirchspiels ist. Kreis und Kirchspiel — das sind die Einheiten, die in Ostpreußen jedem Kinde bekannt sind, weil sich an beide eine Menge von jedem geläufigen und jeden nahe berührenden Interessen knüpfen. Der Einfluß des Geistlichen kann unter diesen Umständen natürlich ein sehr bedeutender, wenn auch freilich nicht so konzentriert sein als in kleinern Kirchspielen. Im ganzen sind jedoch die in dieser Hinsicht in Ostpreußen vorliegenden Erfahrungen nicht sonderlich erfreulich. Die größern Güter lieben es, ihre eignen Kirchen (freilich meist bloß Filialkirchen) zu haben. Da kommen denn auch wohl recht bescheidne, in Fachwerk errichtete gottesdienstliche Gebäude vor. Sonst sind aber auch recht stattliche

Dorffkirchen mit gewaltigen, als förmliche Landmarken dienenden Türmen nicht ganz selten. Eigentliche Holzkirchen giebt es in der Provinz nicht. Auch das Ermland ist jetzt ganz durchsetzt mit protestantischen Gemeinden; keine Stadt ist gegenwärtig mehr ohne eine solche, und jetzt giebt es sogar schon eine protestantische Dorfgemeinde im Ermlande. Am stärksten ist das protestantische Element im Kreise Braunsberg, wo die Stadt Braunsberg sogar im Besitze eines eignen protestantischen Krankenhauses ist.

Sind die Kirchen selten, so sind, wie schon früher angeführt, die „Schlösser“ noch viel, viel seltner. Die meisten Gutshäuser, selbst diejenigen der stattlichsten Besitzungen und der bestsituirten Familien, sind sehr einfach. Man kann einen Typus des ostpreussischen Gutshauses aufstellen: langes, weißgetünchtes Gebäude, mit zur Veranda ausgestaltetem Eingange in der Mitte (an den sich ein oft als Speisezimmer dienender Flur anschließt, und dem bei reicherer Ausstattung an der Hinterseite eine Gartenveranda entspricht), darüber ein sogenannter Zwergstock. Man sieht leicht, daß diese Anlage die verschiedensten Größenverhältnisse sowie auch mannichfaltige Erweiterungen und Ausgestaltungen von selbst an die Hand giebt, und in der That ist hiervon auch reichlicher Gebrauch gemacht; aber es wird nicht übertrieben sein, zu sagen, daß mehr als drei Viertel aller ostpreussischen Gutsgebäude dieser Grundform entsprechen oder sich ihr doch annähern. In den weitaus meisten Fällen steht das Gutshaus in unmittelbarster Nähe der Wirtschaftsgebäude, fast immer wenigstens in Blick- und Rufweite; nur sehr wenige haben sich vornehm separirt. Daß der gesellschaftliche Abstand zwischen den Bewohnern des Gutshauses und dem Gutspersonal ein sehr großer ist, ein größerer als in West- und Mitteldeutschland, soll allerdings nicht in Abrede gestellt werden. Es ist dies nicht nur in wirtschaftlichen, sondern auch in sozialen und selbst ethnographischen Verhältnissen begründet. Die Gutсарbeter sind keine besitzenden rheinischen Tagelöhner, die ein volles Bewußtsein sozialer Gleichberechtigung haben, und der ostpreussische Krug (den übrigens auch der Gutсарbeiter nur sehr selten besucht) ist im allgemeinen keine Stelle, wo man dem Gutsherrn zumuten könnte, mit seinen Leuten zusammenzutreffen; es würde dies auch der Landessitte aufs gröblichste widersprechen. So ist denn allerdings eine Kluft vorhanden zwischen Gutsherr und Gutсарbeiter, und es kann leider nicht geleugnet werden, daß neuerdings manches zur Erweiterung und Vertiefung derselben geschehen ist. Die alten „Instleute“ waren in bescheidener, vielleicht knapper, aber doch gesicherter und immerhin nicht schlechter Lage. Der baare Geldlohn, wie er diesen Leuten und nach Bedarf auch ihren Familiengliedern sowie den noch zu stellenden „Scharwerkern“ gezahlt wurde, war allerdings klein: je nach Jahreszeit, Geschlecht und Alter von fünfzehn bis zu vierzig Pfennigen täglich; aber dabei hatte jede solche Familie Wohnung, Garten und Stallung, durfte auf Gutsländ eine Kuh und ein Schwein halten, bekam einen Drescherlohn, der je nach Umständen bis auf

fünfzig bis sechzig Scheffel und selbst noch darüber ging, bekam ihre Woll- und Schlachtschafe, und endlich wurde ihr jährlich etwa ein Morgen Kartoffelland und ein Achtel Morgen Flachsland gestellt. Dabei konnte eine Familie bestehen, und es konnte sich auch ein Anhänglichkeitsgefühl derselben an Gut und Gutsherrschaft ausbilden. Freilich wollen selbst wohlwollende Besitzer von letzterem niemals viel bemerkt haben; aber wenn man überhaupt auf eine soziale Besserung hofft, so bleibt die Gewinnung eines solchen Solidaritätsbewußtseins doch der einzige Anhaltspunkt, den man für ländliche Verhältnisse hat. Nun haben sich jedoch in vielen Gegenden der Provinz diese Zustände vielfach in der Richtung bloßen Geldlohnes und bloßen Tagelöhnertums verschlechtert, und diese Entwicklung ist allem Anscheine nach diejenige, welche die nächste Zukunft für sich hat. Wo die Gutsherrschaft es machen kann, da wirtschaftet sie lieber mit „freien Arbeitern,“ d. h. Tagelöhnern, die ja allerdings billiger zu stehen kommen, und wo dies nicht angeht, da setzt sie die Leute wenigstens statt auf ihre Dreschanteile auf „Deputate,“ d. h. auf bestimmte jährliche oder jahreszeitliche Getreidequanta, meist von dreißig bis vierzig Scheffel für das Jahr und die Familie. Statt der Schafe und des Flachslandes hat man eine Zeit lang „Wollgeld“ und „Flachsgeld“ gegeben, dann hat man diese besondern Leistungen in vielen Gegenden allmählich eingehen lassen. Sehr vielfach besteht übrigens das alte Verhältnis noch so ziemlich fort, und dann macht ein solches Gut mit seinen zahlreichen Insthäusern (große Güter haben deren bis zu vierzig und fünfzig und mehr — auf eine Hufe rechnet man etwas weniger als eine Instfamilie) einen sehr stattlichen Eindruck. Aber die Zerstörung ist schon sehr weit fortgeschritten, und ein Symptom derselben ist der ungemaine Mangel an Selbstthätigkeit des Arbeiterpersonals. Insbesondere die Scharwerker sind sozusagen in einer fortwährenden Wanderung begriffen. Mit diesen unbefriedigenden sozialen Verhältnissen hängt wohl auch das in der Provinz zum wahren Erbübel gewordene Verbrechen der Brandstiftung zusammen; nirgends kommt dasselbe so massenhaft, man möchte sagen so gewohnheitsmäßig vor wie in Ostpreußen.

Die große Anzahl von Gütern, welche im Besitze von Königsberger, Danziger, Hamburger Kaufleuten sind, beweist hinlänglich, daß in Ostpreußen mit dem Ankauf größerer Güter immer noch ein befriedigendes Geschäft zu machen ist. Allerdings ist es richtig, daß bei den Ankäufen dieser Art meist die vornehmthuerische Absicht, einen adelichen Landsitz zu haben, die Hauptrolle spielt; indes sind doch auch Spekulationskäufe vorgekommen und sind unter Umständen nicht schlecht eingeschlagen. Aber welcherart sind überhaupt die Güterpreise in Ostpreußen? In liberalen Blättern wird, wie man weiß, viel gefaselt von zu hohen, notwendig unrentablen Preisen, und es wird wohl gar versichert, die ganze „Notlage der Landwirtschaft“ habe nur hierin ihren Grund. Es ist indessen Thatsache, daß man in Ostpreußen annimmt, wenn Gebäude, Vieh und

Inventar zu ihrem Werte bezahlt würden, so müsse der Grund und Boden eigentlich so ungefähr in den Kauf gehen. Es mag dies wohl nicht so buchstäblich zu verstehen sein, aber etwas daran ist jedenfalls. Güter von mehreren tausend Morgen, und zwar durchaus nicht geringer Bonität, die mit allem Inventar für 100 000 Thaler zu haben sein würden, sind in Ostpreußen nichts seltenes.

Eigentlich alten Grundbesitz haben die Stürme der Franzosenzeit nur wenig übriggelassen. Damals gingen, sowohl während wie vor und nach den Befreiungskriegen, die großen Massen-Subhastationen vor sich, die Fürst Bismarck gelegentlich der Getreidezolldebatte im Reichstage so drastisch geschildert hat. Es braucht garnicht bestritten zu werden, daß v. Schön von einem nicht ganz unberechtigten Prinzip ausging, wenn er systematisch daran arbeitete, den alten eingebornen Landadel aus dem Besitze zu bringen, und wenn er daher die ihm zur Verfügung gestellten Gelder nicht dazu verwendete, diese alten Familien zu retten, sondern vielmehr dazu, die Güter in den Besitz ihrer Inspektoren und ähnlicher Leute zu bringen; er meinte nämlich, es müsse in den landwirtschaftlichen Betrieb der Provinz frisches Blut hinein, und ganz gegenstandslos mag diese seine Ansicht wohl nicht gewesen sein. Aber man wird sagen dürfen, daß dieser, in erster Linie doch durch seine Treue und Opferwilligkeit und durch den unerhörten Kriegsdruck zu grunde gerichtete Adel etwas mehr Rücksicht verdient hätte. Auch ist Schön durchaus nicht unparteiisch zu Werke gegangen; einzelnen mit ihm befreundeten adelichen Familien hat er geholfen, und andererseits hat er in Fällen, wo die Anklage schlechter Wirtschaft und „großspuriger Lebensweise“ entschieden nicht erhoben werden konnte, seine Hilfe gleichwohl versagt. Maßgebend für ihn war eine tiefe Abneigung gegen die adelichen Großgrundbesitzer als Stand, und hierbei wieder spielten die liberalisirenden Tendenzen des weit über Gebühr gepriesenen Mannes eine große Rolle. Nun, trotz allem ist einiges übriggeblieben, und gerade dieses ist zum Teil derart, daß man sagen kann: so gut diese Träger alter Namen sich in die neue Zeit gefunden haben und tüchtige Wirtschaftler geworden sind, so gut würde das Gleiche auch noch bei vielen andern der Fall gewesen sein, wenn man ihnen Gelegenheit gegeben hätte. Daß es vielen schwer wurde, den Sprung aus der alten extensiven Natural- in die moderne Geldwirtschaft zu machen, ist noch kein Beweis, daß diesen Leuten die Fähigkeit zu rationellem Wirtschaften gänzlich abging. Billige Nachsicht wäre da wohl am Platze gewesen. Und es muß wiederholt werden, daß diesem alt-ostpreussischen Grundadel ohne Zweifel große Vorwürfe gemacht werden können, nicht aber der, nicht jederzeit mit Gut und Blut für das Vaterland bereit gewesen zu sein. Außer den schon genannten altadelichen Namen weist die Provinz an gräflichen Familien noch auf: die Stolberg, Schwerin, Schlieben, Kehlerling, Canitz, Kalnein, Bülow von Dönhagen, von der Trenk, Klinkowström, sowie zwei von der Gröbenschke Linien und eine von

der Goltz'sche; von freiherrlichen die Tettau, Meerscheidt von Hüllessem, Schenk von Lautenburg, Schrötter, Schmiedeseck, Gustedt, Restorff, Hollen, Buhl, Saß, Seebach, Sanden, Hoverbeck, Wrangel, Buddenbrock, Brederlow, Allbedyll, Hansen, Prink; von einfach adelichen die Wulsen, Pressentin, Stutterheim, Volschwing, Woisky, Gramatzki, Steegen, Stein, Reichel, Gräve, Spies, Damm, Pape, Simpson, Janson, Wedell, Brandt, Kownacki, Batoeki, Tysszka, Massenbach, Biberstein, Kanneurff, Fabeck, Podewils, Jungschulz, Saucken, Perbandt, Oldenburg, Gottberg, Kalkstein, Kobylinski, Bujack, Livonius und viele andre. Alle hier aufgezählten Familien sind noch wohl-, zum Teil glänzendbegütert, und der eigentlich besitzlose Adel ist in der Provinz selbst weder in großer Zahl vorhanden, noch ist er irgend von Bedeutung, wenn es auch allerdings solche Familien, darunter selbst altberühmte und freiherrliche, giebt. Ein ansehnlicher Teil des ostpreussischen Adels ist neu oder doch erst kürzlich eingewandert, ein anderer ist schwedischen oder polnischen Ursprungs; zahlreich sind die ursprünglich deutschen Familien, welche aus Livland und Kurland nach Ostpreußen übergesiedelt sind. Einige, so die Schlieben und Tettau, sind Abkömmlinge der Söldnerhauptleute, mit denen der Orden den unglückseligen Krieg von 1453 bis 1466 führte, und man muß sagen, daß gerade diese Erinnerung für die betreffenden Familien eine durchaus ehrenwerte ist, da die genannten Söldnerhauptleute in der respektabelsten Weise ihre Pflicht thaten und vom Orden für wirkliche Leistungen, zum Teil auch schwere Geldvorschüsse, mit Land ausgestattet wurden. Fideikomnisse sind zahlreich, jedoch nicht in dem Maße vorherrschend, wie vielfach angenommen wird; es giebt immer noch nicht wenig Familien, welche heute noch auf uraltem und gleichwohl nicht fideikommissarisch festgelegtem Erbe sitzen oder vonseiten deren erst ganz neuerlich ein Fideikommiß begründet worden ist (erstereß gilt z. B. von den Hüllessem, letztereß von den Lehndorff). Eine ganz eigentümliche Stellung nehmen inmitten des alten ostpreussischen Adels die wenigen altpreussischen Familien ein. Noch vor einem halben Menschenalter waren es vier, nachdem aber die Braxtein und die Lesgewang ausgestorben sind, ist nur die gräfliche Familie Kalnein und die adeliche Perbandt (bei der die Sache überdies nicht ganz zweifellos zu sein scheint) übrig. Die Kalnein sollen schon vor der Eroberung im Besitze ihres herrlichen Gutes Kilgis bei Kreuzburg unweit Königsberg (eines wirklichen, vornehmen Herrnsitzes, in idyllischer Lage, von prachtvollen uralten Alleen umgeben) gewesen sein, und sind jedenfalls schon zur Zeit der Eroberung ein namhaftes Geschlecht gewesen. Das beweist u. a. die Familiensage von dem Treffen bei Uderwangen, an dem der damalige Kalnein als Gegner des Ordens teilgenommen und worin er einen Grafen Eulenburg zum Gefangenen gemacht habe; diesen habe er dann nach Kilgis geschleppt und — aufgefressen. Nun hat der jetzige Majoratserbe, der junge Graf Kalnein zu Kilgis, eine geborene Gräfin Eulenburg zur Frau; wenn nun unser alter Kaiser, der bekanntlich alle derartigen Familientraditionen

genau kennt, bei Hofe des jungen Grafen und seiner Gemahlin ansichtig wird, so fragt er letztere mit scherzhaft-ängstlichem Tone: „Hat er schon gefrühstückt?“ Von den altpreussischen Familien, welche während der Eroberung mit „Withingsrecht“ ausgerüstet wurden (einer Art standesherrlichen Rechtes, welches seinen Namen von den Withingen, dem aus dem Norden eingewanderten weißhäutigen und blondlockigen Adel des Samlandes, hernahm), ist keine mehr übrig. Man hatte diese Familien durch außerordentliche Rechtsvorteile an die Eroberer fetten wollen, erreichte den Zweck aber nicht; gerade die Withingsfamilien blieben an der Spitze aller Verschwörungen und Aufstände.

Die oben aufgezählte stattliche Reihe aristokratischer Namen veranlaßt nun wohl manchen zu der Meinung, daß da von einer Zurückdrängung des Adels doch entschieden noch keine Rede sein könne, sondern derselbe im ritterschaftlichen Grundbesitz offenbar noch immer prädominire. Aber Ostpreußen ist gar gewaltig groß, und es haben viele Rittergüter in ihm Platz. Siebt es doch Kreise, welche deren über hundert zählen; die sieben mittleren Kreise: Königsberg Land, Fischhausen, Preußisch-Eylau, Friedland, Gerdauen, Heiligenbeil und Rastenburg, zählen zusammen weit über fünfhundert. Da bleibt also noch reichlich Platz für den bürgerlichen Großgrundbesitz, und derselbe ist in der That im größten Umfange vorhanden. Selbst die ganz großen Güter sind nicht ausschließlich in adelichen Händen; die Besitzungen der Käswurm, Gutzeit, Becker, Rose, Weisermel, Regenborn, Fernow, Reich, Andersch, Brandis, Bon u. a. stehen höchstens hinter den allergrößten gräflichen Besitzungen zurück, gehören aber sonst entschieden in die allererste Reihe. Die große Masse der kleinen Rittergüter ist längst in bürgerliche Hände übergegangen, pflegt aber allerdings den Besitzer sehr rasch zu wechseln. Die Zahl der bürgerlichen Familien, welche sich auf ihrem Gut einleben und dasselbe auf Sohn und Enkel vererben, ist un- klein.

Außer seinen Rittergutsbesitzern und Majoratsherren hat Ostpreußen noch seine in gesellschaftlicher Stellung diesen Herren ziemlich gleichgeachteten Domänenpächter, zum Teil preussischer Staats-, zum Teil herzoglich anhaltischer u. s. w. Domänen. Den größeren dieser Pächter pflegt der Staat nach einiger Zeit den Titel „Oberamtmann“ zu verleihen, der sich bei noch gestiegener Würdigkeit in den „Amtsrat“ verwandelt. Manche derselben sind ganz vortrefflich situirt, und fast durchgehends gelten sie als treffliche, ebenso energische wie erfahrene Landwirte. Zur Übernahme einer solchen Pacht gehört allerdings ein stattliches Vermögen, selbst bei den kleinern nicht unter 30- bis 40 000 Thaler.

Ungeheuer sind die Fortschritte, welche die Provinz seit einem Menschenalter in landwirtschaftlicher Hinsicht gemacht hat. Ausgedehnte Striche sind drainirt und damit der Kultur erst gewonnen worden; neuerdings bilden sich für diesen Zweck eigne Genossenschaften. Zwar mit dem Anbau der Zuckerrübe ist Ostpreußen ein wenig nachgehinkt und wird in der für diese Branche eingetre-

tenen schlechten Zeit schwerlich mehr als die eine Fabrik zu Rastenburg aufrecht erhalten können; immerhin hat es sich gezeigt, daß Klima und Boden diesen Anbau sehr gut zulassen, ja sogar begünstigen, und die allgemeine Bodenkultur hat gleichfalls ihre Förderung hierdurch erfahren. Von größter Bedeutung ist aber die Entwicklung des (jetzt freilich gleichfalls sehr darniederliegenden) Brennergewerbes bez. des Kartoffelbaues gewesen. „Wer Spiritusbrennerei sagt, der sagt Erzeugung von Viehfutter,“ und so hat sich denn die Viehhaltung seitdem gewaltig ausgedehnt und verbessert. An guten Wiesen ist die Provinz nicht eben reich; das Rindvieh war also ehemals größtenteils auf Waldweide und auf die schlechten, moosdurchwachsenen „Hutweiden“ angewiesen, und dabei konnte Züchtung und Milchwirtschaft freilich nicht gedeihen. Heute hingegen ist der Viehstand ein wenn auch der Menge nach noch zurückstehender, doch qualitativ vorzüglicher geworden; der Anbau guter Futterkräuter nimmt stetig zu, die schlechten Weiden werden (zum Teil unter Anwendung transportabler Feldbahnen) durch Unterdrückung des Mooswuchses meliorirt, Kraftfutter und künstlicher Dünger kommen in großem Umfange zur Anwendung. Das Resultat ist, daß Butter und Käse Artikel ostpreussischer Massenproduktion geworden sind. Hochfeine Butter aus dem Ermland und den angrenzenden Kreisen, geringere aus der Niederung, vorzügliche milde Käse aus der Tilsiter und Elbinger Gegend gehen heute in alle Welt und bringen viel Geld ins Land. Ebenso sind ostpreussisches Mast- und Zugvieh wichtige Handelsartikel geworden. Leider ist dagegen die Schafzucht, die doch nach Beschaffenheit des darzubietenden Weidbodens und der sonstigen wirtschaftlichen Verhältnisse der Provinz in hohem Grade passend für dieselbe erscheint, infolge der Konkurrenz süd-russischer und australischer Wollen und der im Drange der Abwehr ergriffenen irrationellen, freilich durch die Schutzlosigkeit der einheimischen Wollen aufgenötigten Züchtungsmaßregeln, sehr ins Hintertreffen geraten. Die Pferdezucht der Provinz, besonders Lithauens, ist wiederum weltberühmt, und fortwährend wird an ihrer weiteren Verbesserung gearbeitet. Die Hauptfaktoren derselben sind die vorzüglichen, ebenen Pferdeweiden Littauens, die unvergleichliche Befähigung des Littauers zur Pferdewartung („jeder Littauer wird mit einem Zaum in der Hand geboren“) und das trefflich eingerichtete, auf den vorzüglichsten Traditionen unausgesetzt fortbauende Gestüt Trakehnen. Unzählige kleine und große Besitzer, auch der westlichen Landesteile, ziehen aus dem Verkauf junger Pferde zur Remonte und zu andern Zwecken den besten Teil ihrer Einnahmen.

Bei alledem sind und bleiben die reinen Einnahmen der meisten großen wie kleinen Besitzer gering, weil die Verschuldung groß ist. Die Landschaft genügt mit ihrem billigen, dafür aber auch vorsichtig (wiewohl immer koulant genug) gegebenen Gelde nicht; Hypothekenbanken hat die Provinz keine; so ist sie denn für das ungedeckte Kreditbedürfnis auf Stiftungsgelder, Privatkapita-

listen und — Volksbanken angewiesen. Letztere sollen ja Realkredit nicht geben, thun es aber in großem Umfange. Hier ist für die kapitalarme und an Meliorationsbedürfnissen reiche Provinz noch viel Spielraum.



## Iwan Turgenjew in seinen Briefen.

Von August Scholz.



Iwan Turgenjew ist unbestritten eine der hervorragendsten Gestalten in der schöngeistigen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Wie Flaubert den realistischen Roman, so hat Turgenjew die realistische Novelle als Kunstwerk zu einer Stufe der Vollendung gebracht, die sie weder vor ihm noch bisher nach ihm innegehabt hat. In der Art ihres Schaffens unterscheiden sich freilich beide Schriftsteller sehr wesentlich. Flauberts Thätigkeit bestand darin, in einen Plan, in ein fertiges Netzwerk die Details mühsam und fleißig einzutragen; Turgenjew dagegen arbeitete, ein echter Künstler, seine Stoffe plastisch aus der Fülle seiner Phantasie heraus, indem er alles Überflüssige, alle Häufungen ausmerzte und sein Bild ganz aus unentbehrlichen, charakteristischen Zügen entstehen ließ. Turgenjew hat sich über die Art seiner Thätigkeit, die für die Technik der Novellistik so lehrreich ist, selber folgendermaßen geäußert: „Wer im Kunstwerk alle Details wiedergeben will, der hat sein Spiel von vornherein verloren. Es kommt darauf an, lediglich die charakteristischen Züge festzuhalten. Darin vor allem offenbart sich Talent und Schaffenskraft.“ Beide Männer stehen als Prosadichter hoch über dem Troß. Ein Meister ist der Franzose wie der Russe, und jeder von ihnen hat „Schule“ gemacht. Aber Flaubert ging es mit seinen Schülern, wie es manchen genialen Architekten gegangen ist: sie ahmten den Meister blindlings nach, und indem sie sich in der Jagd nach Details, nach documents humains müde hegten, sanken sie zu „Maurermeistern“ ihrer Kunst herab. Die Talentvollen zogen es dann vor, den Meister zu verleugnen; sie gaben sich entweder als Schüler des populären Balzac aus, um die Spur des Vornehmen, um zehn Haupteslängen über sie in künstlerischer Beziehung hinwegragenden Flaubert zu verwischen, oder behaupteten einfach, in neuen Bahnen zu wandeln, Männer der „Herzenerforschung“, einer neuen Wissenschaft, zu sein, nicht weiche Künstler. Nicht so erging es Turgenjew. Die Prinzipien seines Schaffens liegen nicht für jeden Nachahmungslustigen sichtbar an der Oberfläche. Um